

Wolfgang Nethöfel

**Kirchliche Strukturen im Plural** : Analysen, Visionen und Modelle aus der Praxis / Hrsg. Uta Pohl-Patalong. - 1. Aufl., EB-Verlag e.K., 2004. - 250 S. ; 210 mm x 148 mm

(Rez.), in: Deutsches Pfarrerblatt 104, 2004/8, 417f. 423.

Nach „Seelsorge im Plural“, „Predigen im Plural“ und „Bildung im Plural“ hat Uta Pohl-Patalong jetzt mit „Kirchliche Strukturen im Plural“ ein weiteres „Lernort-Gemeinde“-Buch heraus- bzw. mit herausgegeben. Die Bände gehen aus Themenheften der Zeitschrift hervor. Auch dieser Band führt Theorie und Praxis zusammen und gibt einen Überblick über den gegenwärtigen Stand von Problemen mit den vorhandenen kirchlichen Organisationsstrukturen und Lösungsversuchen - wobei auch diesmal trotz der Verankerung im evangelischen Bereich der Ausblick auf katholische Entsprechungen nicht fehlt.

Kirchliche Veränderungspotenziale müssen befeit werden. Eberhard Hauschildt entkoppelt sie gleich zu Beginn des mit „Analysen“ überschriebenen Einleitungsteils, indem er sie von – seiner Meinung nach – unumkehrbaren Trends entkoppelt: Die Einnahmen aus Kirchensteuern werden sinken, die Mitgliederzahlen werden abnehmen und religiöse Pluralisierung und Individualisierung werden die Verkündigungschancen verringern. Wenn Synoden und Gemeinderäte sich auf Rahmenentscheidungen beschränken und wenn erfolgreiche haupt- wie ehrenamtliche Arbeit konsequent anerkannt und gefördert wird, kann – so seine These – ziel- und mileuorientierte kirchliche Arbeit auch heute erfolgreich sein: „Es lassen sich Bedürfnisse wecken und wahrnehmen und Zielgruppen entdecken, es lassen sich Strukturen den Aufgaben anpassen, es lassen sich Mitarbeitende fördern und es lassen sich Visionen konkretisieren.“

Der folgende Beitrag von Theo Christiansen, der zusätzlich Freiraum für „inhaltliche Debatten“ einfordert, weist in dieselbe Richtung. Sonst aber konzentrieren sich bereits die Analysen auf „die Gemeinde“. Die real existierende, theologisch überhöhte Parochie ist das Bollwerk, an dem sich nahezu alle aktuellen Reformvorschläge abarbeiten. Über sie gibt der Sammelband einen exemplarisch ausgerichteten Überblick. Holger Ludwig und Jan Hermelink wollen eine Bresche schlagen, indem sie auf die historische und geistliche Dimension des Gemeindebegriffs zurückgehen. Der eine schlägt vor, die territorial organisierte Gemeinde ebenso wie Dekanate und Landeskirche als Partikularkirche zu verstehen. Sie hat eine ernstzunehmende, aber theologisch sekundäre Vermittlungsfunktion – ebenso nämlich wie auf der anderen Seite Orden, Dienstge-

meinschaften und kirchliche Projektgruppen. Beides kommt zusammen, wenn die Universalkirche sich „vor Ort“ je und je realisiert.

In ähnlicher Weise argumentiert Hermelink: „Es ist die *fundamentale Doppelsinnigkeit*, die dem Begriff ‚Gemeinde‘ sein polemisches Potenzial verleiht: **Weil er sich auf lebendige Menschen bezieht, kann er kritisch gegen Strukturen gewendet werden, die dieser Vorstellung zuwider laufen.**“ Als Glaubensgegenstand sperre sich der Begriff gegen empirische Festlegung. Das kann dann allerdings auch, wie Hermelink selbst zeigt, gegen Reformansätze wenden, die einem zu nahe kommen.

Die „kirchlichen Orte“, jenes Gemeindemodell das Pohl-Patalong in ihrer Habilitationsschrift vorgeschlagen hatte<sup>1</sup>, sind bereits in diesem ersten Teil Fluchtpunkt mancher Reformüberlegungen. Doch das Ziel scheint wie hinter Ringmauern zu liegen. Nach der Analyse von Rudolf Roosen überlagern sich in der Gremienarbeit Gottesdienst-, Gemeindehaus- und Mitgliedergemeinde sowie eine kleine Firma, die den laufenden Betrieb sicherstellt. Im zweiten Teil „Visionen“ legt Herbert Lindner unter dem Dach einer Kirchengemeinde das Vereinswesen, die funktionalen Dienste sowie Gruppen und Bewegungen als Ringe frei, die sich mit der Zeit um das Pfarramt mit seinen Kernfunktionen gelegt haben. Um dies aufzubrechen, fordert Lindner die Konzentration auf den volkskirchlichen Kernprozess: eine gelingende religiöse Sozialisation. In ganz ähnlicher Weise fordern Michael N. Ebertz aus der katholischen und Wolfgang Ratzmann aus der Diasporasituation der neuen Bundesländer eine Konzentration auf lebensräumliche Pastorkonzepte parallel zu einer Abkehr vom „ideologischen Ortsgemeinde-Prinzip“. Die Vision von Orten konkretisiert sich mehr noch als im Beitrag der Herausgeberin vor dem Hintergrund einer „Passantenpastoral“ (Hans Joachim Höhn) mit Einzelkirchen als „Leuchttürmen“ (Frank W. Löwe). Sie könnte Gestalt gewinnen in einer offenen, auf Kommende hin organisierten „Gemeinde als Herberge“: so Jens Haasen in Anlehnung an den niederländischen Kirchensoziologen Jan Hendriks.<sup>2</sup>

Bei diesen „Visionen“ bleibt der Strukturhintergrund eher blass. Bei den konkreten „Modellen“, die im dritten Teil vorgestellt werden, rückt interessanterweise sofort die Region in den Mittelpunkt. Wenn Gemeindearbeit sich wirklich geändert hat, so zeigt sich, sind zuvor translokale

---

<sup>1</sup> Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003.

<sup>2</sup> Vgl. Jan Hendriks, Gemeinde als Herberge. Kirche im 21. Jahrhundert – eine konkrete Utopie, Göttingen 2001; ders., Gemeinde von morgen gestalten – Modell und Methode des Gemeindeaufbaus, Göttingen 1996.

Strukturen geändert worden. Bereits im ersten Teil hatte Andreas Grabenstein einen lutherisch-realistischen Blick auf die Gemeindeökonomie gefordert. Vor diesem Hintergrund könnten „fachlich-strukturelle“ statt der „spirituell-hermeneutischen Profis“ eine großräumiger organisierte Gemeindegemeinschaft initiieren. Hartmut Anders-Hoepge und Susanne Kar-meier zeigen am Beispiel einer Ruhrgebietsregion, Matthias Dargel am Modelldekanat Wiesbaden, was Gerald Kretzschmar als Exempel ökumenischen Lernens aus dem Bistum Limburg und Manfred Körber aus Veränderungen der Aachener Pastoralarbeit bestätigt: Es geht um den Sozialraum, in dem die Gemeindemitglieder heute leben. Er ist – fast ethnologisch – quer zu den alten Parochiestrukturen neu zu entdecken, und er kann dann nur durch die Entflechtung und Rekombination der ebenfalls in eingefahrenen Schienen laufenden funktionalen Dienste wirksam erschlossen werden. Ökumenisch bleibt anzumerken, dass eine „bischöfliche Ortskirche“ dem sich dann abzeichnenden Regionalmodell ziemlich nahe kommt, und dass mit einem liberalen oder bloß klugem Patriarchen im Hintergrund auch eine synodale Umsetzung eher zielführend bleibt und offenbar weniger Reibungsverluste verursacht.

Harte Empirie lehrt aber mehr. Thomas Heik und Kai Hansen zeigen mit dem Evangelischen Eckernfördeprogramm genau das, was Gerhart He- rold in der Aufarbeitung des steckengebliebenen Münchenprogramms diagnostiziert: Wer übergestülpte Beratungskonzepte „durchzieht“ oder Konstrukte wie das der „kirchlichen Orte“ unbedacht anwendet, der ris-kiert beim gegenwärtigen Kenntnisstand unkalkulierbare Transaktionskosten. Die relativ hohe und stabile Zufriedenheit auch der Kirchenfer- nen, gerade in ländlichen Regionen, ist ein hohes Gut; die Partizipati- onsschranken außerhalb der beiden kirchennahen Traditions- und Ni- veaumilieus sind mit den herkömmlichen Angeboten kaum zu durch- brechen. Damit verschärft sich dann allerdings das strategische Dilem- ma, das Peter Steinacker nach der 4. Mitgliedschaftsstudie der EKD nach Peter Steinacker so formuliert: „Die sog. Kerngemeinde ist der sta- bilste und zugleich der am schnellsten schrumpfende Teil der Kirche.“<sup>3</sup>

Was tun? Hierauf gibt der Sammelband keine Antwort; er bleibt ein ehr- licher Werkstattbericht. Gerade der häufige Bezug auf die „kirchlichen Orte“ ist ein Beleg dafür. Denn damit ist keineswegs notwendig eine Zu- stimmung zu dem Konzept der Herausgeberin verbunden. Vielmehr er- scheinen diese Orte im Buch wie Punkte einer Matrix, in der sich deduk- tive und induktive Theorieansätze, Aspekte universaler und lokaler Kir- chekonzeption, parochiale und regional-funktionale Realitäten und An-

---

<sup>3</sup> Peter Steinacker, „Wenn dein Kind dich morgen fragt ...“ (Synodenbericht), Frankfurt am Main 2004, 9.

sprüche überschneiden – und so zunächst einmal nicht in offenkundige Widersprüche geraten. Hinter dem verlockenden Begriff verbergen sich jedes Mal Problemknoten, die nur durch harte Arbeit zu lösen sind.

Zunächst einmal benenne ich – selbstkritisch – die Defizite theologischer Theoriebildung, die dadurch zu Tage treten. Die deduktiv verfahrenende Ekklesiologie ist offensichtlich kategorial unfähig, auf Empirie zu reagieren, sie ist abgekoppelt von und unbeirrbar durch Daten und Erfahrungen. Damit zusammen hängt der unbeirrbar selbstgewisse theologische Neustart bei Krisendiagnose und Therapie. Verglichen mit anderen Wissenschaften ist das Niveau nicht der einzelnen Ansätze, wohl aber der Diskussion über sie und zwischen ihnen beschämend. So wie es kein kontinuierliches Abarbeiten empirischer Veränderungen gibt, so gibt es keinen Theoriefortschritt durch kontinuierliche kritische Bezugnahme aufeinander. Nur durch diese fast autistischen Tendenzen ist es zu erklären, dass die Milieutheorie unverbunden neben in sich völlig heterogenen ekklesiologischen Entwürfen, Missionsansätzen und neuen Gemeindekonzptionen steht. Das bezeugt keinen „Pluralismus aus Prinzip“, sondern aus Verlegenheit.

So könnte man vielleicht auch die schmerzlich spürbar werdenden Defizite kirchenleitenden Handelns erklären, die als zweites zu benennen sind. Zu fragen ist nach den Instrumenten, nach den Zielen und nach den Absichten. Theologische Beratung wie Begleitforschung wirken wie Spielwiesen zufällig interessierter Theoretiker. Auch die aufwendigen Mitgliedschaftsstudien sind weder strategisch konzeptioniert noch werden sie systematisch genutzt. Immer noch gibt es keine harten Fakten: Daten des religiösen Marktes, die belastbar wären bei Entscheidungen über die jetzt noch möglichen Zukunftsinvestitionen. Potentielle Zahlungsbereitschaften, mobilisierbare Motivationen bei Haupt- und Ehrenamtlichen erhalten allerdings erst ihre Bedeutung, wenn es definierte und kommunizierte Zukunftsziele gibt, an denen Strukturmaßnahmen auszurichten und zu kontrollieren wären.

Dies vorausgesetzt oder auch nur unterstellt, ergibt sich aus dem Überblick imaginiertes wie begonnener Reformprojekte, die der Sammelband vorstellt, wie von selbst die Forderung koordinierenden kirchenleitenden Handelns, das Doppelarbeit vermeidet, gegenwärtige Fehler zukünftig vermeidet, gute Beispiele zur Regel erhebt und Synergieeffekte systematisch erzeugt – auf landeskirchlicher wie auf EKD-Ebene und selbstverständlich, wie auch im Buchprojekt, unter Einbeziehung katholischer Erfahrungen. Die im einzelnen durchaus beeindruckenden landeskirchlichen Unterstützungsmaßnahmen diskreditieren sich selbst durch ihren Spontaneismus und durch ihre Abschottung voneinander. Wenigstens eine systematische Auswertung der vorliegenden Reform-

projekte, eine Bündelung der verschiedenen Forschungen und Fördermaßnahmen und eine Verabredung sinnvoller Arbeitsteilung zwischen den Landeskirchen sollte der EKD auch unter den jetzigen Rahmenbedingungen möglich sein.

Drittens und als Fazit: Wir haben ein Bündel heterogener Reformprojekte, durchweg von Einzelnen und kleinen Gruppen initiiert, mit bewundernswertem professionellem und ehrenamtlichem Engagement und großer Zähigkeit vorangetrieben. Wir haben auch vorwärtsweisende theoretische Ansätze, die im radikalen Rückgang auf die Quellen unerschrocken nach Auswegen nach der Krise suchen. Daran ist vieles gut Protestantisch. Aber es ist auch wahr: Wir wissen nicht, was genau funktioniert, wenn etwas funktioniert, und wir wissen nicht, warum es funktioniert. Wir wissen auch nicht, was genau scheitert, und wir wissen nicht, was wir und andere daraus lernen können. **Daran tragen nicht die Praktiker, sondern die Theoretiker und die Strategen schuld.**

Was vor diesem Hintergrund nach vorn weist, steht unter dem Stichwort „Vernetzung“. Im neuen Dekanat Wiesbaden ist so eine übergemeindliche „Angebotslandkarte“ entstanden und es wurden „Erwartungsprofile“ erstellt. Deren Vernetzung könnte aus den abstrakt definierten kirchlichen Orten „Gestaltungsräume“ werden lassen, in denen profil- und gabenorientiert, vor allem aber mitgliederorientiert und missionarisch gearbeitet werden kann. Aber auch diese neu entstehenden und ganz unterschiedlich gestalteten Herbergen und die vielfältigen einzelnen Aktivitäten müssen sich in der gegenwärtigen Situation untereinander vernetzen, um voneinander lernen zu können und um die kirchengeschichtliche Chance zu nutzen, die jetzt anstehenden Strukturreformen von unten mitzugestalten. Zum Kirchentag in Hannover bereitet daher das „Netzwerk Kirchenreform“ eine Vernetzungsinitiative vor, in die Erfahrungen aus den Kongressen „Unternehmen Kirche“ ebenso eingearbeitet sind wie Ergebnisse des Wiesbadener Modellversuchs. Alle Reforminitiativen sollen so miteinander Kontakt aufnehmen und voneinander lernen können. Ein anderer Ansatzpunkt für Strukturreformen sind die Befragungsaktionen wenigstens der Pastorinnen und Pastoren unter den kirchlichen Mitarbeitenden in inzwischen drei Landeskirchen.

Man würde sich wünschen, dass aus all dem bald ein neuer, ähnlich repräsentativer Sammelband hervorgeht, in dem die Herausgeberin Uta Pohl-Patalog (die auf dem Cover als solche kenntlich bleiben sollte), über empirisch kontrollierte, strategisch orientierte und koordinierte Reformbemühung an kirchlichen Strukturen berichten kann.